

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Herausgegeben für die Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committée.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich  
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.  
(Offenb. 3, 11.)

Aus Mittheilungen für das Blatt, Vorträgen, Mit-  
theilungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. W.  
Adelberg, Watertown, Wis.

7. Jahrg. No. 3.

Watertown, Wis., den 1. October 1871.

Laut. No. 135.

(Original. Für's Gemeinde-Blatt.)

## Lied.

Mel.: O Welt, ich muß dich lassen u.

Herr, Du wollest bei uns bleiben,  
Dieweil des Tages Treiben  
Dem stillen Abend weicht,  
Und rings im Vollmondglanze  
Mit seinem Sternenzanze  
Der Himmel sich herniederneigt.

In sabbatlicher Stille  
Die Welt mit ihrer Fülle,  
Gleich einem müden Kinde!  
Doch eh' ich möge rufen,  
Wußt Du mich, Herr, entlasten  
Von meiner Tagesschuld und Sünde!

In weissen Nebelkleide  
Ruh'n Meer und Erde beide,  
Bis sie die Sonne weckt!  
In Deinen Wundenhöhlen  
Da liegt für all' mein Fehlen  
Das Kleid, das wärmend mich bedeckt!

So mag, der Ruh' zu pflegen,  
Das milde Haupt sich legen  
Auf weichen Schlummer-Pfahl;  
Denn, Herr, in Deine Hände  
Jetzt und zum letzten Ende  
Ich melnen Geist befehlen will!

P a s t a.

(Für das „Gemeindeblatt“ von I.)

## Die Lehre der Bibel von der Obrigkeit.

(Fortsetzung.)

Zu den Pflichten der Obrigkeit gehört aber auch dies, daß sie in der Ausübung der vorgenaunten Hauptpflichten unparteiisch sei, d. h., jeden Bürger gleich behandle und nur darauf sehe, ob er äußerlich ehrbar lebt, d. h., den Gesetzen, die auf sein und seiner Mitbürger irdisches Verhalten und Ergehen sich beziehen, Gehorsam leistet. Denn wie nach dem, was wir schon gesehen haben, das Amt der Obrigkeit darin besteht, daß sie für das äußerliche, leibliche und irdische Wohlergehen ihrer Unterthanen sorgt: so hat sie auch, wie wir dies nachher ausführlicher besprechen werden, nur dies vom Bürger zu verlangen, daß er ihr in äußerlichen, leiblichen Dingen gehorche. Und die Bürger, die das thun, hat sie gleich zu behandeln, unangesehen, wie sie sonst beschaffen sind und sich von einander unterscheiden. Sie soll in jeder Hin-

sicht dasselbe von den Bürgern fordern und denen, die sich gleich verhalten, auch dasselbe gewähren und keinen bevorzugen. Auf die Religion ihrer Unterthanen soll z. B. eine Obrigkeit gar nicht sehen. Denn die Religion ist die eigenste Sache eines Menschen, die keinen andern in Hinsicht auf Befehlen irgend etwas angeht, so zu sagen, die geheime Kammer seines Herzens, wohinein kein anderer Mensch mit irgend welchen Vorschriften sich drängen kann und darf. Diese privateste Angelegenheit eines jeden ihrer Unterthanen soll deshalb die Obrigkeit respektiren, sie mag selbst glauben, was sie will.

Deshalb sind auch die Pflichten der Obrigkeit gegen die Christen unter ihren Unterthanen keine andern als die gegen einen Juden, Türken und Heiden unter denselben. Sie hat durchaus nicht das Recht, als Obrigkeit dem Christen etwas zu gewähren, was sie einem Ungläubigen, der äußerlich den Befehlen ebenso Folge leistet wie der Christ, nicht gewähren würde. Ich glaube, wir Christen müssen dies wohl im Auge behalten. Wir kommen gar zu leicht dahin, daß wir denken, da wir doch, wie wir fest überzeugt sind, allein den wahren Gott und den rechten Gottesdienst haben, da unsere Bibel alten und neuen Testaments doch allein wahres Wort Gottes ist, daß deshalb auch die Obrigkeit uns eben so anzusehen und zu behandeln habe, wie Gott dies thut, nämlich als solche, die eigentlich allein ein Recht haben, ihren Glauben zu bekennen und Gott öffentlich zu verehren; deren Religion eigentlich allein das Recht hat, zu bestehen oder doch wenigstens bevorzugt zu werden, sich in jeder Hinsicht geltend zu machen, d. h., zu herrschen. Dadurch gerathen wir aber auf ein ganz anderes Gebiet, als das ist, worüber sich das Amt, die Pflicht und die Gewalt der weltlichen Obrigkeit erstreckt: wir gerathen dadurch auf's Gebiet des Gewissens, das keinen andern Herrn hat als den allwissenden und allmächtigen Gott und keine andere Befehle anerkennt und anerkennen darf als Gottes.

Wir Christen schaden uns auch im Grunde dadurch, wenn wir zugeben, daß das obrigkeitliche Amt das Geringste mit der Religion und was damit zusammenhängt, zu thun hat. Wir huldigen dann einem Grundsatz, der nicht nur im Allgemeinen ein ungerechter und tyrannischer ist, sondern auch auf die Länge uns selber nur gefährlich werden kann. Hätte die Obrigkeit als Obrigkeit

die Pflicht und das Recht, die Ausübung der rechten Religion zu fördern und ihren Befennern besondere Vorrechte einzuräumen, so möchte ja das uns Christen ganz angenehm sein, so lange eben die Obrigkeit unsern Glauben für den rechten ansähe und als solchen begünstigte, obgleich diese staatliche Begünstigung sicherlich nicht der Verbreitung und Erstarkung des wahren Christenthums, sondern nur der der Heuchelei, des Schein- und Zeitchristenthums förderlich sein würde; aber was würden wir denken und sagen, wenn sich das Blatt einmal wendete und die Obrigkeit erklärte, sie sei nun überzeugt, daß unser Glaube der verkehrte und ein anderer der rechte sei, und sie werde nun die Befenner des letzteren auf jede Weise bevorzugen? Wer bürgt uns dafür, daß die Obrigkeit stets die rechte Erkenntniß hat in Bezug auf Religion und Glauben, daß sie immer weiß, welcher der rechte, gottgefällige ist? Sollte aber die Obrigkeit als Obrigkeit irgend etwas mit der Religion und dem Glauben ihrer Unterthanen zu thun haben und die rechte Religion bevorzugen, so müßten wir eine solche Bürgschaft haben: die Obrigkeit als Obrigkeit müßte stets unfehlbar wissen, welches die rechte Religion sei. Sonst ist die Wahrscheinlichkeit eben so groß, ja, größer, daß sie die an und für sich falsche Religion bevorzugt, als daß sie die rechte begünstigt. Nein, der Grundsatz, daß die Obrigkeit auch nur das Recht habe, in irgendwelcher Weise den rechten Glauben und seine Befenner zu begünstigen, ist ein zweischneidiges Schwert: wer es zu seinen Gunsten gebrauchen will, wird sicherlich die Erfahrung machen, daß es nicht nur seinen Gegner sondern auch ihn selbst trifft und verwundet.

Dem gemäß haben wir denn auch die jetzt vielfach und lebhaft besprochene Frage, ob die Obrigkeit die Pflicht oder doch wenigstens das Recht habe, die Bibel in den öffentlichen Schulen einzuführen oder zu behalten, zu beantworten und nicht auf das zu sehen, was uns an und für sich das Liebste wäre. Es kommt hier alles auf das Princip an. Und deshalb müssen wir das immer im Auge behalten, daß diese öffentlichen Schulen Staatschulen oder Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit als solcher sind. Dafür hat allerdings die Obrigkeit eines jeden Staates zu sorgen, daß die Kinder, die einmal seine Bür-

ger und vielleicht von großem Einflusse auf seine Nahrung und sein Ergehen sein werden, daß diese Kinder zu nützlichen Bürgern erzogen werden, d. h., daß sie das lernen, was sie nöthig haben, um auf eine ihren Mitbürgern und ihnen selbst im Leiblichen und Irdischen nützliche Weise leben zu können. Deshalb darf und, unter Umständen, soll sie öffentliche Schulen einrichten, in denen die Kinder die für dieses Leben nöthigsten Kenntnisse erlangen können, und auch die Eltern zwingen, wenn sie nicht auf andere, ihnen vielleicht mehr zusagende Weise für die Erlangung dieser Kenntnisse vonseiten ihrer Kinder sorgen, daß sie diese in jene öffentlichen Schulen schicken, damit sie wenigstens lesen, schreiben und rechnen lernen. Denn ohne diese Kenntnisse kann unter gewöhnlichen Verhältnissen kein Mensch gut durchkommen. Aber auch nur dafür soll die Obrigkeit sorgen, daß die künftigen Bürger dies lernen. Sie hat nicht die Pflicht und nicht einmal das Recht, sie zu nach ihrer Ueberzeugung — denn darauf kommt es doch zuletzt hinaus — religiösen Menschen heranzuziehen. Das muß der Obrigkeit als Obrigkeit durchaus einerlei sein, ob einer ihrer Unterthanen ein religiöser Mensch ist oder nicht, ob er diese oder jene Religion hat. Gehorcht er den, auß's Irdische und Leibliche bezüglichen Gesetzen äußerlich, so muß das der Obrigkeit genug sein.

Also hat die Obrigkeit auch nicht das geringste Recht, zu verordnen, daß dieses oder jenes religiöse, d. h., eine bestimmte Religion lehrende Buch, z. B., die Bibel, in den öffentlichen Schulen gelesen werde, wenn nicht die Sache so steht, daß alle Bürger ohne Ausnahme dafür sind und also dadurch keinem etwas gegeben wird, was dem andern nicht gegeben wird, oder keine Religion und kein Glaube auf Kosten des andern bevorzugt wird. Denn die Obrigkeit hat durchaus nicht zu entscheiden, welches die rechte Religion oder welches Buch Gottes Wort ist; und selbst wenn sie dies könnte und dürfte, hätte sie noch nicht einen Schein von Recht, irgend einen ihrer Unterthanen zu zwingen, entweder seine Kinder ein Buch lesen zu lassen, das seiner Ueberzeugung nach eine falsche Religion lehrt und deshalb für sie gefährlich ist, oder sich der öffentlichen, d. h., für alle Bürger auf Kosten aller Bürger errichteten, Schulen für seine Kinder nicht zu bedienen. Für die Obrigkeit als Obrigkeit und den Unterthanen gegenüber muß der Koran der Türken und der Talmud der Juden genau so viel gelten als die Bibel der Christen, und diese so viel als jene, d. h., gar nichts; sie darf nicht das eine Buch dem andern aus irgend welchen religiösen Rücksichten staatlich vorziehen. Dafür soll sie sorgen, daß ihre Bürger äußerlich ehrbar leben, und daß deren Kinder dereinst wiederum ehrbare, dem Staatswesen nützliche Bürger sein können; aber um äußerlich ehrbar leben und seinen Mitmenschen in irdischen Dingen nützen zu können, braucht man die Bibel nicht. Das kann jeder Mensch nach dem natürlichen Lichte, welches nach dem Sündenfalle noch in seinem Verstande geblieben ist. Das lehren unsere Bekenntnisse, und das lehrt auch die Erfahrung. Freilich, dies äußerliche, ehrbare Leben, dieser äußerliche Gehorsam gegen die Obrigkeit kommt bei

einem Unchristen nicht aus der rechten Quelle, nämlich aus der Liebe zu Gott und zum Nächsten, und hat deshalb vor Gott auch keinen Werth. Aber das geht eben die Obrigkeit nichts an, wie das Herz ausbleibt und gestunnt ist; sie hat es lediglich mit dem äußern Werk zu thun. Und das lehrt, wie gesagt, schon die Erfahrung, daß ein Ungläubiger, Jude, Türke und Heide eben so gut den Gesetzen eines Staates äußerlich gehorchen oder ehrbar leben kann wie ein Christ. Es ist deshalb auch nichts mit dem Grunde, den man wohl für die gegenseitige Ansicht vorbringt, daß nämlich die Obrigkeit um ihrer selbst und um des äußerlichen Wohles des Staates willen die Bibel in den öffentlichen Schulen einführen oder doch behalten müsse.

Eben so steht auch die Sache mit den sogenannten Sonntagsgesetzen. Die Obrigkeit hat nichts mit der religiösen Feier irgend welches Tages zu schaffen. Sie darf so wenig den Feiertag der Christen bevorzugen wie den der Juden und Türken. So wenig es für sie unter ihren Unterthanen Christen, Juden, Türken und Heiden giebt, so wenig dürfen solche religiöse Feiertage für sie da sein. Das Recht kann freilich niemand der Obrigkeit streitig machen, zu verordnen, daß irdischer, leiblicher Zweck wegen ein beliebiger Tag zur Ruhe und zum Aufhören aller Geschäfts- und sonstigen gewöhnlichen Arbeitsthätigkeit genommen werde. Das abstracte Recht dazu hat sie, oder, anders und vielleicht besser ausgedrückt, ich als ihr Unterthan habe die Pflicht, ihr, wenn sie eine solche Verordnung erläßt, zu gehorchen, weil dies eben eine leibliche, irdische Sache ist. Aber ich glaube, es wird keine Obrigkeit geben, der es einfiel, irgend eine derartige Verordnung ausgeben zu lassen aus andern als religiösen Beweggründen. Und deshalb ist eine solche Verordnung stets dem Verdachte ausgesetzt, daß sie solchen, unstatthaftern Gründen ihre Entstehung verdanke. Ich würde deshalb auch jede derartige Verordnung mit mißtrauischen Augen ansehen. Besteht aber einmal eine solche Verordnung, so muß sie wenigstens durchaus unparteiisch sein, d. h. keinen Bürger und keine Religion vor andern bevorzugen. Ist nun einmal irgend ein Tag — aber nicht aus irgend welchen religiösen Gründen — festgesetzt als ein solcher, an dem alle öffentlichen Geschäfte und Arbeiten ruhen sollen, und an dem nur das gethan werden darf, was durchaus zur Erhaltung des Lebens und zur Erholung nöthig ist: so ist es sicherlich verkehrt und ungerecht, wenn man z. B. Besitzer von Kauf- und Krämläden zwingt, letztere an diesem Tage zu schließen, dagegen Barbieren, Besichern von Kaffeehäusern und dergleichen gestattet, ihr Geschäft während desselben zu betreiben. Und zwar nicht geradezu unrecht, aber doch sehr unweise ist es auch, wenn die Obrigkeit vorschreibt, auf welche Art und Weise man an diesem Tage der Ruhe und der Erholung pflegen und nicht pflegen solle. Das sollte jedem freigelassen werden, vorausgesetzt, daß er dabei die öffentliche Ruhe und Ordnung nicht stört und andere Bürger nicht hindert, auch auf ihre Weise der Ruhe zu pflegen. Hat z. B. ein Bürger Gefallen daran, seinen wöchentlichen Ruhetag zur Belustigung in öffentlichen Gärten und sonstigen anständigen Vergnügungspätzen anzuwenden — vorausgesetzt, daß dies nicht auf eine der öffentlichen Ruhe und Ordnung hinderliche

Weise geschieht —, so sollte ihm die Obrigkeit das ebenso freilassen, wie sie es uns Christen freiläßt, diesen Ruhetag zu gottesdienstlichen Versammlungen zu benutzen.

Ich hoffe, man wird mich nicht mißverstehen. Ich würde mich eben so sehr freuen, wie irgend einer meiner lieben Leser, wenn alle Bürger unseres Landes, ja, alle Menschen wahre Christen wären und deshalb selber nichts lieber lesen und auch ihren Kindern nichts lieber zum Lesen in die Hände geben würden als das heilige, theuere Bibelbuch; wenn ferner alle ihren wöchentlichen Ruhetag gläubigen nicht besser anwenden zu können als zum fleißigen Anhören der Predigt göttlichen Wortes und dergleichen gottesdienstlichen Uebungen. Ich beklage es gewiß so tief wie irgend einer, daß unsere meisten Mitbürger und Mitmenschen nicht so stehen, und glaube, daß es unsere, der Christen, heilige Pflicht ist, dafür zu beten und zu arbeiten, daß die Erkenntniß des wahren Gottes, des wahren Weges zum Himmel und des wahrhaft gottgefälligen Lebens immermehr unter unsern Mitbürgern und Mitmenschen Eingang finde und ihr ganzes Thun und Lassen bestimme. Aber das alles steht doch dem nicht entgegen, daß ich aus Gottes Wort der festen Ueberzeugung bin, daß sich die Obrigkeit als Obrigkeit um alle diese Dinge nicht zu kümmern hat, d. h., sich nicht einmal um dieselben kümmern darf, und daß sie, wenn sie dies thut, in ein fremd Amt greift. Gott Lob und Dank, daß wir hier in einem Staate leben, wo im Allgemeinen die Obrigkeit in diesem Punkte richtig steht! Hüten wir uns ja, daß wir nicht, vielleicht in wohlgemeintem, aber doch sehr kurzfristigem und unverständigem, Eifer unsere Obrigkeit zu veranlassen suchen oder gar veranlassen, eine andere Stellung einzunehmen! Die üblen Folgen würden sicherlich nicht lange auf sich warten lassen. Und zwingt selbst Gott, der doch ernsthaft will, daß alle Menschen Christen und selig werden, keinen Menschen, ein Christ zu werden oder auch nur äußerlich christliche Gebräuche mitzumachen: wie kämen denn wir dazu, dies thun zu wollen, religiösen Zwang irgendwelcher Art auf unsere Mitbürger ausüben zu wollen? Nehmen wir uns das aber heraus, so lange wir dazu die Gewalt in Händen haben, weil eben jetzt noch die Mehrheit unseres Volkes fest an den christlichen Gebräuchen hält: wie dürfen wir uns dann wundern, wenn unsere mit uns im Glauben nicht einigen Mitbürger den Spieß umkehren, sobald sie die Mehrheit bilden, und sich z. B. die Gewalt anmaßen, uns zu verbieten, Sonntags im Gottesdienste zusammenzukommen und Gott durch öffentliches, lautes Singen, Beten und Verkündigen des Wortes Gottes zu dienen, weil ihnen das störend oder ärgerlich sei und nach ihrer Meinung uns auch nur schade, weil es uns verdumme u. dgl. Also obstemus principiis! Laßt uns mit allem Fleiß und mit aller Vorsicht dem, Anfangs vielleicht kaum bemerkbaren oder doch sehr unschuldig, ja, vielleicht gut und nützlich scheinenden, Eindringen falscher und verderblicher Grundsätze widerstehen!

(Korrigierung folgt.)

## Schuldig und Schuldlos.

(Fortsetzung.)

Von da an ward das Ponsfuhrwerk des blinden Fräuleins eine häufige, wohlbekannte Erscheinung in den drei Gütern. Die alten Wittwen in den ungeheizten Kammern blickten oft durch die blinden Scheiben, ob sie's nicht erspähen könnten; die Schulkinder fuhren in die Höhe von den Bänken, wenn es vorüberrollte, und wurden fleißiger; die Kranken auf ihren Betten lauschten sehnsüchtig, ob sie das bekannte Rollen nicht hören würden, denn zu Allen war Bertha bald in ein nahes Verhältnis getreten. Friß hatte ihr wirklich seine guten Augen geliehen; er hatte es bald weg, wohin sein Fräulein gefahren werden wollte, nämlich überallhin, wo's was zu helfen, zu trösten, zu geben, zu erfreuen gab. Traten die Beiden dann miteinander ihre Fahrt an, so erzählte Friß beiläufig von Diesem und Jenem, und darnach ward dann Route und Anhaltepunkt bestimmt.

Am meisten Aufsehen aber erregte die Equipage in den Dörfern an dem ersten Sonntage nach Bertha's Rückkehr; man sah erstaunte Gesichter an den Fenstern, und hinter dem Wagen her redeten die Weiber unter den Thüren und schlugen die Hände zusammen. Was gab's denn so Wunderbares? Der Freiherr fuhr mit seiner Tochter in die Kirche. Das war nämlich so zugegangen: Am Sonntagmorgen hatte Bertha den Bedienten zum Papa geschickt mit der Bitte, ob der Freiherr ihr nicht die Ehre und Freude machen wolle, mit ihr in die Kirche zu fahren. Hätte Bertha persönlich gebeten, da wär's am Ende fraglich gewesen, ob die Bitte gewährt worden; nun aber, dem Bedienten gegenüber, und ganz frappirt von einem so ungewöhnlichen Zumuthen (es war ja kein hoher Festtag, sondern ein simpler Sonntag), hatte der Freiherr eingewilligt, ohne eigentlich selbst zu wollen. Genug, Vater und Tochter fuhren zusammen im Ponsfuhrwerk zur Kirche. Bertha's Nullitz glänzte wie lauter Sonnenschein. Auf dem Hinwege unterhielt sie den Papa damit, wie man die Sonntage im Blindeninstitut verlebt habe, erzählte von dem trefflichen Geistlichen, dem der Religionsunterricht und die Seelsorge übergeben war, und von den köstlichen Predigten, die sie gehört unter der Kanzel desselben Mannes. Der Freiherr machte freilich eine „fatigueirte“ Miene, aber das sah Bertha nicht und ließ sich dadurch nicht stören. Auf dem Rückwege redete sie von der Anordnung des Gottesdienstes in der Dorfkirche, die ihr in der einfach feierlichen Weise wohlgefallen, besonders aber von der Predigt. Der alte, schlichte Pastor hatte in einfachster Weise, aber in lebendigem Glauben und mit rechter Herzenswärme über die Geschichte von dem Wichtbrüchigen gepredigt, dem der Herr zuerst seine Sünden vergiebt und ihn dann gesund macht. Sie meinte, es habe ihr so wohlgethan, an der ganzen Weise des Predigers gemerkt zu haben, daß er selbst erfahren habe, was es sei mit der Vergebung der Sünden; sie freute sich, daß sie gerade dies Wort zum Willkommen in der Heimath am ersten Sonntage habe hören dürfen. Dann aber meinte sie, die Kirche müsse wohl recht leer gewesen sein, da der Gemeindegang so

dünn und spärlich geklungen, auch gar kein Gedränge beim Weggehen gewesen sei. Als der Freiherr darauf meinte, die Leute hätten wohl zu viel Anderes jetzt zu thun in der Herbstzeit, da trübte sich Bertha's Gesicht und sie erwiderte: Kirchengänge säume ja nicht. Sie kannte noch nicht die eiserne Noth in den Gütern, die zur Sonntagsarbeit zwingt. Sie sollte das Alles aber bald kennen lernen.

Das war die erste gemeinsame Kirchfahrt von Vater und Tochter. Von da an ließ Bertha an jedem Sonntagmorgen bei ihrem Papa anfragen, ob sie wieder die Ehre und Freude habe, daß der Papa mitführe. Dreimal ward kurz abgelehnt, aber sie ermüdete deshalb nicht, und das vierte Mal ward angenommen. Wieder sah man erstaunte Gesichter in den Dörfern und gestikulirende Weiber unter den Thüren, wenn das Fuhrwerk vorbeigerollt. Friß Snäsel hatte ein schalkhaftes Lächeln im Gesicht; er wußte ja, was die Leute dachten. So ging es denn etwa ein Jahr lang fort; wenn auch nicht alle Sonntage, so doch hin und wieder fuhr der Freiherr mit seiner blinden Tochter in die Kirche, und wenn er sonst keine „geistlichen Redensarten“ vor seinen Ohren geduldet, der sanftmüthigen, unbefangenen Redeweise Bertha's auf Hin- und Rückweg konnte er sein Ohr nicht verschließen. Aber allmählig erstreckte sich ihr Einfluß weiter; sie erwirkte den Alten in ihren ungeheizten Kammern Dofen und verbannte die Kohlengräben; sie richtete in den Dörfern für die Mädchen Strick- und Nähschulen ein und führte selbst darin treue Aufsicht; sie beschenkte die Brautpaare, die ehrbar und züchtig vor den Altar treten konnten; nur gegen den eigentlichen Krebschaden, die Sonntagsarbeit, vermochte sie nichts auszurichten.

Was aber besonders wichtig war: durch ihre ganze Weise, ihr Reden und Handeln, griff sie dem Freiherrn an die Seele. Oft empörte er sich innerlich, wenn er sich des Einflusses bewußt ward, den sie auf ihn übte. Stand sie ihm dann aber wieder gegenüber mit irgend einem Anliegen, so ernst und sanft, so demüthig und doch so unabweislich mit ihrer guten Sache, dann fühlte er sich ihr gegenüber ganz ohnmächtig, und sie erreichte fast immer, was sie wollte. Die günstigsten Augenblicke für den Angriff hatte Bertha auch bald herausgeföhlt. Der Freiherr war nämlich sehr empfänglich für Musik, und seine besten Stunden waren es, wenn er in den Dämmerungstunden der Sommerabende oder im Winter vor dem hellen Kaminfeuer dem wahrhaft edlen Gesange seiner Tochter lauschen durfte. Bertha sang am liebsten geistliche Musik, doch auf Wunsch des Freiherrn auch die köstlichen Lieder eines Schumann, Schubert und Mendelssohn, denen kein anderes Volk Ähnliches gegenüberzustellen vermag an Liedern und Gesängen. Allmählig aber bildete sich der Geschmack des Freiherrn zu der Höhe, daß ihm auch die Drahtorienmusik von Pöndel und Bach über Alles ging. So ist es nicht zu viel gesagt, daß Bertha durch solche Musik Seelsorge trieb an ihres Vaters Herzen. Sang sie z. B. das: „Tröstet, tröstet Zion!“ aus dem „Messias“, oder: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ so war ihr Singen nicht bloß eine vollendete Kunstleistung, sondern ein Stück ihres inwendigen Christenlebens, eine Flamme, von Gott angezündet. Schwieg sie dann und hob darnach

das Gespräch mit ihrem hörenden Vater an, so war sein Herz in ihren Händen wie Wachs; sie konnte von ihm erreichen, was sie wollte.

In dem Allen verfolgte sie aber keinen im Voraus angelegten Bekehrungsplan. Sie stellte sich überall nicht über ihren Vater, herablickend auf seine Mängel, auf die Schuld seines Lebens, sondern in rein kindlicher Weise ordnete sie sich ihm ganz unter, dabei aber immer von der stillen Voraussetzung ausgehend, ihr Vater könne doch gewiß im Grunde nicht anders denken und wollen, als sie. Zu dieser glücklichen und edlen Befangenheit trug natürlich ihre Blindheit einerseits und andererseits die unerschöpfliche väterliche Güte gegen sie viel bei. Aber gerade auf diese Weise gewann Bertha, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, eine so große Macht über den in seinen Gütern Allmächtigen, und, von Gott selbst gelehrt, hatte sie den verborgenen Zugang zu diesem für Andere so schwer zugänglichen Herzen gefunden.

Bei dem Allen aber hatte sie einen Verbündeten. Doch war auch dies Bündniß ein unbewußtes, nicht selbst gemachtes, sondern von Gott gefügtes. Eine Tochter des Freiherrn war nämlich an einen benachbarten Gutsbesitzer, einen Grafen Trenthirt, vermählt, und der Verkehr zwischen beiden Familien natürlich ein sehr reger. Dieser gräßliche Schwiegersohn war nun von dem freiherrlichen Schwiegervater grundverschieden. Er war ein Adeligerechter Art, niemals ein Knecht der noblen Passionen, auch nicht in der Zeit vollster, übersprudelnder Jugendkraft, sondern von je her unter der ernstesten Zucht seines strengen, frommen Vaterhauses, hatte er gelernt, was es heiße: Noblesse obligo! (Adel soll veredeln). Er konnte sich auch wohl dessen freuen, daß seiner Väter Bilder in langer Reihe seine Halle schmückten, aber er dachte nicht daran, mit dem Glanz und Ruhm, den sie erworben, sich selbst herauszuputzen, sondern wandelte unter ihren Augen, die so klug, mannhaft, wacker auf ihn herabschauten, mit demüthigem Streben, ihnen Ehre zu machen, und in ernster Selbstprüfung, wo es ihm fehle. Auch er hatte mit der Chronik seines Hauses in der Hand stille gestanden unter dem Bilde seines Urahren, der noch weiter hinaufreichte, als zu der bekannten Sechszehnzahl. Denn es stand über ihn in alter, pergamentener Handschrift verzeichnet, daß er zur Zeit der Kreuzzüge in Lothringen ein stattlicher und wohlhabiger Bauernmann gewesen (die Familie war eine eingewanderte), er habe aber all sein Hab' und Gut darauf verwandt, den Pilgern, die nach dem heiligen Lande zogen, eine Herberge zu bauen, habe selbst den Müden und Verschmachteteten Pflege bereitet, sie bedient, ihnen die Füße gewaschen; daß zum Lohne habe ihn der Kaiser in den ritterlichen Adelsstand erhoben, und weil er seine Herberge benannt hatte: „Zum treuen Hirten“, so ward seine Nachkommenschaft das Geschlecht „Derer zu Trenthirt“. Es war ein altes, schlechtes Bild, das, wie der Chronist erzählte, auf kaiserlichen-allerhöchsten Befehl von diesem lothringischen Bauern war gefertigt worden. Die Leinwand war rissig und die Farben des Antlitzes waren verblichen, aber aus den Augen dieses Antlitzes leuchtete dennoch der Strahl eines Lichtes, das nicht von dieser Welt ist; und wenn der jetzige Graf Trenthirt unter diesen Augen stand, so be-

wegten ihn seltsame Gedanken: er wollte, seines Stammvaters würdig, auch sein ganzes Leben daraufsetzen, Pilgern nach dem heiligen Lande eine Herberge zu bauen, und selbst ihnen gern dienen und sie pflegen, daß sie neugestärkt weiterziehen möchten. Seine Pilger aber waren ihm zunächst alle seine Gutsbewohner, und hielt er, wie so oft, ein Kindlein seiner Bauern oder Tagelöhner zur heiligen Taufe, so dachte er bei sich selbst: Willkommen, Du lieber Pilger, in der Herberge „Zum treuen Hirten“! Es soll Dir auch nicht fehlen, an keinem Gut, Dein Lebenlang! Und dabei wallte ihm sein adelig Herz über von demüthigem Dank vor Gott, daß es ihm vergönnet sei, also ein Herbergsvater zu sein für alle die Seinen.

Dieser Schwager war, ohne Wissen und Willen, Bertha's bester Bundesgenosse, nämlich durch das gute Exempel, das er seinem Schwiegervater vor Augen stellte, das für diesen ein Strafexempel werden mußte. Denn auch er war von ganzem Herzen Gutsheer, aber in solcher Weise und mit solchem Streben, daß er nicht bloß die sumpfigen Stellen auf den Hofkoppeln durch Drainage wegschaffte, sondern auch all das versumpfte und vermoderte Wesen aus dem Menschenleben, — daß er nicht bloß sich bemühte, die Waldungen durch weise Forstkultur zu hegen, sondern viel gute Bäume von der Sorte anzupflanzen, die da Frucht bringen zum ewigen Leben. So ward dem Hand angelegt zuerst an den tiefsten Schaden: die Sonntagsarbeit, und trotz tausendfacher Einreden, Verspottungen, Hemmnisse von allen Seiten ward nicht bloß auf dem Hofe niemals und unter keiner Bedingung Sonntagsarbeit verrichtet, ward nicht bloß an jedem Sonntage der Patronatsstuhl in der Kirche besetzt gefunden, sondern, was das Wichtigste war, jedem Tagelöhner und Landinsten ein Tag in der Woche freigegeben, wenn er eine notwendige Arbeit angeben konnte, und ihm dabei sein völler Tagelohn gezahlt, als ob er den ganzen Tag auf dem Hofe gearbeitet; ferner sämtlichen Frauen jeder Sonnabend freigegeben, um ihr Hauswesen zu besorgen, zu flicken und zu stopfen, zu waschen und zu baden. Man sagte dem Grafen wohl, das werde ihm eine theure Geschichte, dabei müsse seine Wirtschaft zu Grunde gehen. Nun ja, es möchte wohl sein, daß etliche Huder Heu oder Korn weniger aufgeborgen würden, daß die Saatz- und Erntezeit sich eine oder zwei Wochen weiter hinauszog, aber als Herbergsvater „Zum treuen Hirten“ dachte der Graf: Lieber ein Schaden an zeitlichem Gut, als daß die mir anvertrauten Pilger Schaden nehmen an ihrer unselbstlichen Seele! So geschah's denn, daß man in den Treuhirtischen Dörfern am Sonntagmorgen keinen Backofen rauchen sah und kein Schlachtschreien hörte, sondern aus den Bauerhufen, wie aus den Rathen und Kammern traten die Kirchgänger, und wenn das gräßliche Fuhrwerk am Kirchhofe hielt, dann stand der Steig voll, und wenn der Gutsheer durch die Reihen ins Gotteshaus ging, so grüßte es ihn von allen Seiten mit hellen, fröhlichen Stimmen und die Dorfkinder boten ihm ihre Blumensträuße; dann hatte er für Jeden ein gutes Auge, für Manchen ein gutes Wort, und für sie alle drinnen, hinter dem vorgehaltenen Gut, eine herzliche Fürbitte.

Es ward aber noch an viel mehr Hand gelegt, -- so auch an die schlechten, dumpfigen, ungesund-

Bohnungen. Der Graf hatte Reisen in England gemacht und auf den großen Besitzungen des dortigen Adels gelernt, wie man für gute und zweckmäßige Arbeiterwohnungen zu sorgen habe. So verschwanden die Sechsz- und Bierwohnungskathen, eine nach der andern, und in den neuen, schmucken, lustigen Häusern wohnten niemals mehr als zwei Familien, die ihre ganz getrennten Räumlichkeiten, Gärten, Stallungen u. s. w. hatten. Da ward ferner Hand gelegt an die Gleichgültigkeit und Stumpfheit der Bauern; sie wurden herangezogen zu Communal-sachen, zum Wegebau, zur freiwilligen Armenpflege, und zu dem Allen mußten sie nach Kräften contribuiren, damit sie nicht bloß für den Säckel des Gutsheeren, sondern für ihre eignen Säckel rathen und thaten konnten. Da ward ferner Hand gelegt an die schlechten Lustbarkeiten, an die Tanzgelage, die bis in die tiefe Nacht dauerten; statt dessen Wettschießen für die jungen Bursche und auf einem freien Platz im Walde der Tanz, der aber mit Dunkelwerden ein Ende hatte. Auch Sonntagsvereine der confirmirten Jünglinge unter Aufsicht der Lehrer wurden eingerichtet, wo vorgelesen, gezeichnet, gesungen ward. Ueber Schule und Kirche übte der Graf nicht bloß Patronatsrechte, sondern vor Allem Patronatspflichten, daß er den Dienern am Wort, wie Aaron dem Moses, mit seiner Gutsheerrmacht die betenden Arme stützte, damit sie nicht müde werden möchten und die Arme nicht sinken lassen, daß nicht die Feinde, sondern das Volk Gottes den Sieg behalten möge. Und was die Schulen betraf, so rühmte er sich nicht bloß mit den schönen, geräumigen Schulstuben, die er gebaut, sondern sorgte an seinem Theil dafür, daß guter Unterricht und regelmäßiger Schulbesuch darin zu finden war. — Daß es in den Treuhirtischen Gütern kein Sangs gab, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen.

Die Folgen solchen Strebens waren denn auch nach etlichen Jahren unverkennbar. Die Treuhirter konnte man gleich schon an der Miene herausfinden aus all dem übrigen Gutsvolk. Sie trugen nicht mehr den knechtischen Stempel der Furcht, nicht mehr das geduckte und versteckte Wesen an sich; sie sahen Jedem frei und fröhlich ins Antlitz. Wer sie ansprach, bekam eine helle Gegenrede, und ihre Antwort war guten Verstandes voll. Die bösen Schäden der Unzucht und Sittenlosigkeit wurden allmählig immer mehr ausgeheilt, und die jungen Bursche kamen selbst zu der Einsicht, daß der Mann erst die Ställe bereiten und den Heerd gründen müsse, bevor er daran denken dürfe, das Weib seiner Liebe heimzuführen. Dabei gedieh Alles wohl auf den Feldern, und der Segen Gottes schwebte über Allem.

Das war denn nun eine eigenthümliche Nachbarschaft für den Freiherrn auf Rothenfelde. Jedesmal, sobald er über die Gränze seines Gebietes hinausfuhr, rückte es ihm auf den Leib, wie es aussehn müsse in einem adeligen Gute, aber bei ihm nicht-aussehe. Er hatte zu Anfang oft eine beißende Bemerkung gegen den Schwiegersohn fallen lassen, von den Weltverbesserern und Volksbeglückern, die ihre Leitern an den Mond setzen wollten und bald mit der Nase im Dreck liegen würden. Da aber dergleichen Bemerkungen von dem Grafen ganz überhört wurden und keine Ermiderung fanden, auch der Schwiegersohn niemals irgendwie

meisternd und tadelnd auftrat, so konnte der Freiherr ihm nichts anhaben. Und als nun Bertha wieder auf Rothenfelde eingezogen, da ergab sich natürlich manches eingehende Gespräch zwischen ihr und dem Schwager, dessen unfreiwilliger Zeuge der Baron sein mußte.

Es konnte nicht anders sein, unter diesen Einflüssen mußte allmählig die Erkenntniß aufsteigen im Herzen des Freiherrn, daß sein Weg und seine Weise nicht die richtigen, daß er als Gutsheer eine Schuld auf seine Seele geladen, eine schwere Schuld. Er wollte das freilich von sich weisen und sträubte sich gewaltig innerlich, der Stimme Recht zu geben, die es ihm laut bezeugte, daß sein Leben ohne Segen geblieben, ja daß sich der Fluch vieler an seine Sohlen hefte, wenn er einmal von ihnen müße. Er sträubte sich wohl gegen diese Stimme, aber es half nicht, sie ward immer lauter, immer durchdringender.

Der Freiherr auf Rothenfelde ist Hypochonder geworden! hieß es eines Tages, und die zwei- und vierspännigen Equipagen, die sonst durch die hohe Lindenallee nach dem Gute hinaufgefahren, wurden immer seltener. Der Gutsheer mochte Niemand sehen; mit Gutsangelegenheiten beschäftigte er sich gar nicht mehr, und wenn der Inspector sich wie früher die allerhöchste Resolution in einer Angelegenheit holen wollte, wies er ihn rauh ab: was denn das Befrage solle, ihm sei's gleich, er verstehe ja doch nichts davon.

Seine einzige Erquickung war Bertha's Gesang. Und sie sang dem Vater so gern die herrlichen Töne, die Gott in Ihre Brust gelegt, die wunderbaren Melodien, darin der heilige Geist rauschte und strömte. Wie der barmherzige Samariter dem unter die Mörder Gefallenen Del und Wein in die Wunden goß, so lindernd, so trostreich sang sie dem finsternen Vater das: „Tröstet, tröstet Zion!“ und: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Je öfter der Freiherr aber diese Töne in sich einsoß, desto klarer stand es ihm vor seiner armen Seele geschrieben: „Zehntausend Pfund schuldig!“ (Zahlung folgt.)

#### Antichristliches Wesen im weitern Sinn.

(Augustinus, Apos. in Ep. I. Joh. tract. 3.)

(Uebersetzt für das „Gem.-Bl.“)

Sicherlich sind Alle, welche von der Kirche ausgehen und von der Einheit der Kirche sich lostrennen, Antichristen. Das bezweifelt Niemand; denn er selbst (Johannes) hat sie so gekennzeichnet: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn so sie von uns gewesen wären, so wären sie auch bei uns geblieben.“ Von Allen also, die nicht bei uns bleiben, sondern von uns ausgehen, ist's handgreiflich, daß sie antichristlich sind... Entweder wir oder sie sind es. Jene nennen uns so und behaupten, daß wir von ihnen ausgegangen seien; grade so nennen wir sie. Nun hat aber die Epistel (I. Joh.) die Antichristen gekennzeichnet. Jeder, der da leugnet, daß Jesus sei der Christ, der ist ein Antichrist. Nun laßt mich nachfragen, wer dies leugne und uns hierbei nicht auf die Worte, sondern auf die Werke achten. Wollte

man nämlich Alle befragen, so bekennen sie Alle mit Einem Munde, Jesus sei wohl der Christ. Laß einmal die Zunge bei Seite, befrage (vielmehr) das Leben. Haben wir das ermittelt und sagt uns die Schrift selbst, daß jene Verleugnung nicht nur mit Worten, sondern auch mit den Werken geschehe: so finden wir sicherlich viele Antichristen, welche mit Worten Christum bekennen, und doch mit ihrem Wandel von Ihm abweichen. Wo finden wir denn dies in der Schrift? Höre einmal den Apostel Paulus, der in seiner Ermahnung solcher Leute sagt: „Denn sie bekennen, daß sie Gott kennen, aber mit den Werken verleugnen sie Ihn.“ Da haben wir just die eigentlich antichristlichen Leute ausgesunden: wer mit seinen Werken Christum verleugnet, der ist (auch) ein Antichrist. Ich höre nicht auf den Schall seiner Worte, sondern ich sehe auf seinen Lebenswandel. Die Werke reden, und wir sollten uns nur auf die Worte einlassen? Denn welcher Bösewicht will nicht schöne Worte machen? Aber was sagt der Herr von solchen Leuten? „Ihr Heuchler, wie könnt ihr Gutes reden, da ihr böse seid?“ Ihr laßt eure Stimme zu meinen Ohren kommen; ich aber schaue in eure Gedanken hinein. Da sehe ich eine böse Gesinnung, und ihr offenbart schlechte Früchte. Der ist ein weit verlogenerer Antichrist, der mit seinen Worten Jesum als den Christ bekennet, aber mit seinen Werken verleugnet. Verlogen deshalb, weil er anders redet als er handelt. Hat man also, liebe Brüder, auch die Werke in Betracht zu ziehen, so findet man nicht nur viele bereits ausgegangene, sondern auch viele noch nicht offenbar gewordene Antichristen, die schon (äußerlich) ausgegangen wären. So viele Meineidige nämlich... Ehebrecher, Trunkenbolde und was sonst hier nicht aufgezählt werden kann, die Kirche hat: das ist der Lehre Christi und also dem Wort Gottes schnurstracks zuwider. Das Wort Gottes aber ist Christus: Alles also, was dem Wort Gottes zuwiderläuft, gehört in das Reich des Antichrist. Denn der Antichrist steht im Gegensatz zu Christo.

Wollt ihr nun wissen, was für Leute diesem Christo offenbaren Widerstand leisten? Gesetzt solche Leute thun einmal etwas Böses, und man beginnt sie zu vernahmen: so lästern sie, da sie Christum nicht zu lästern wagen, Seine Diener, von denen sie vernahmt werden. Suchst du ihnen aber zu beweisen, daß du Christi und nicht deine eigene Worte gebrauchest: so versuchen sie so lange als möglich, dich zu überführen, daß du deine eigene, nicht Christi Worte führst. Wird's aber gleichwohl handgreiflich, daß du Christi Worte redest: so gehen sie (eudlich) auch auf Christum los und fangen an, an Christo zu mäkeln.

Da ha.

Wie Pius betet. — Katholische Zeitungen melden mit Stolz, daß Pius für das unglückliche Frankreich täglich folgendes selbstverfaßte Gebet spreche: „O Maria, ohne Sünde empfangen, schau auf Frankreich, biete für Frankreich, rette Frankreich! Je schuldiger es ist, desto mehr bedarf es deiner Fürbitte. Ein Wort zu Jesu, der in deinen Armen liegt, und Frankreich ist gerettet. O Jesu, gehörte deiner Mutter und rette Frankreich!“

(Eingefandt für das Gemeindeblatt.)

### Zum bevorstehenden Erntedankfest.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Psalm 106. 1.

Ein gesegnetes Erntejahr liegt hinter uns. Gott der Herr hat uns in demselben reichlich gesegnet und uns gegeben über Bitten und Verstreben ohne unsere eigene Würdigkeit um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen. Denn wir haben ja von ihm nichts zu fordern, er giebt uns alles aus lauter Gnade. Auch die Ernte ist ja ein Gnadengeschenk unseres Gottes, wofür wir ihm von Herzen danken sollen.

Von Natur wollen wir nun zwar von solchem Danke nichts wissen. Viele Tausende nehmen die Erntegaben ohne Dank als einen Raub dahin. Die Gabe Gottes leitet sie nicht zur Buße, der Reichtum der Barmherzigkeit des Herrn glebt ihnen nicht nur Nahrung für ihren Leib, sondern sie missbrauchen denselben, dadurch ihren Stolz zu nähren, ihren Hochmuth, ihren Geiz, ihre Wollust, so daß man mit Moses ausrufen möchte: „Dankest du also dem Herrn, deinem Gott, du toll und thöricht Volk?“

Auders steht es bei einem wahren Christen, der aus dem Tode zum Leben durchgedrungen ist. Er vergißt nicht, daß wenn er durch Gottes Güte gerettet, auch der Herr bei ihm eine Ernte halten will, nämlich ein Opfer des Dankes für seine Güte, das Opfer einer Seele, welche sich ganz seiner Leistung überläßt.

Wir sollen dem Herrn danken! Haben wir nicht Ursache dazu? Welch ein Herablassen in Barmherzigkeit ist es, daß der Allgenugsame, der selbst keiner Speise bedarf, es nicht für zu geringe hält, jedem seine Speise zu bereiten, daß er sie ihm giebt zur rechten Zeit und im rechten Maße, und nicht eines einzigen vergißt oder ihn versäumt! O! so danket denn dem Herrn, denn er ist freundlich!

Wie treu ist Gott, daß er noch immer an seine Verheißung und an seinen Bund gedenkt, welchen er gemacht, da er sprach: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht!“ daß, wie auch die Elemente drohen und der Kleinglaube der Menschen in's Sorgen geräth, seine Ordnung immer aufrecht erhalten bleibt. Sollten wir dem Herrn dafür nicht danken?

Auch in diesem Jahre ist er nicht müde geworden den Undankbaren und Boshaften zu geben, über denen der Himmel längst hätte ebern sein sollen und die Erde eisern. Den Schweiß des Angesichtes, der eine Folge der Sünde ist, hat er gesegnet und die Erde, die doch unter dem Fluche liegt, hat er eine Schatzkammer seiner Güte sein lassen.

Und nun stehe dich selbst an und dein Haus! Mußt du nicht mit David rufen: „Herr, was bin ich und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast?“ Wie oft hast du auch in diesem Jahre gesorgt und dem Herrn nicht vertraut? Wie oft hast du geklagt ihm zur Anrede? Wie oft hast du gemurrt über schlechte Zeiten, geringes Auskommen, wenig Arbeit, als ob nicht das geringste, was der Herr schenkt, viel mehr wäre, als wir verdienen. Wille deine Schuld dem Herrn ab und laß ihm ein fröhliches Danklied erschallen!

Danke aber nicht allein für die irdischen, sondern mehr noch für die geistlichen Gaben. Danke Gott, daß du gekauft und in der Taufe geheiligt bist, daß du Gottes Wort rein und lauter hören und seine heiligen Sacramente gebrauchen kannst. Danke Gott, daß du inmitten der Christenheit lebst und durch Gottes Geist regiert und geführt wirst. Aber laß deinen Dank auch nicht bloß in Worten des Mundes bestehen, sondern danke von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen deinen Kräften. „Wer Dank opfert, der preiset mich, und da ist der Weg, daß ich ihm zeige mein Heil.“ Danke dem Herrn auch mit deinen Händen. Gebrauche die Gaben, welche er dir gegeben, nach seinem Willen. Das thust du, wenn du mit ihnen Gottes Ehre suchst und sein Reich ausbreitest. Das Volk Israel opferte Gott jährlich den Zehnten und brachte dazu Opfer im Tempel dar aus Dankbarkeit für die Barmherzigkeit seines Gottes, und die gnädige Führung in das Land Canaan. Uns Christen hat Gott nicht vorgeschrieben, wie viel wir geben sollen. Freiwillige Herzen und Gaben will der Herr haben und an Gelegenheit beides darzubringen fehlt es uns nicht. Da bittet uns die Heiden- und die Emigranten-Mission um eine Beisteuer zu ihrem großen Werke. Dort stehen die Armen, Alten und Kranken, die Wittwen und Waisen, und stehen um Hülfe. Wer wollte ihnen nicht beistehen? Vor allen aber rufen uns unsere gesegneten Lehranstalten in Watertown zu: „Vergeßt unser an eurem Erntedankfeste nicht!“ Sie sind ja nächst Gott auf unsere Liebe angewiesen. Gebt ihnen von dem Segen, welchen Gott euch bescheeret hat, damit wir das Werk unseres Gottes fleißig und mit Freuden treiben können, damit auch sie mit uns sprechen können: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“

T. G.

### John Eliot.

Wäthen in dieser Zeit der Missionsfeste hier im Nordwesten wird man wohl auch ganz gern das Gemeinde-Blatt etwas aus der Missionsgeschichte erzählen lassen. Nun, was soll's denn sein? Die Geschichte, wie Bonifacius die Deutschen belehrt, oder wie Williams den Heiden auf den Südsee-Inseln das Evangelium gebracht hat? Vom Bonifacius haben vielleicht schon viele etwas gehört, darum von dem jetzt nichts. Und den Williams wollen wir diesmal auch übergehen, weil eben uns Christen in Amerika ein anderer Heidenapostel noch mehr interessiert, der einst eben in Amerika sein Leben der Predigt des Evangeliums unter den Heiden ganz ergeben hat. Ich meine den John Eliot, den man mit Recht den Apostel der Indianer nennt.

Geht, etwa im Jahre 1603 oder 1604 wurde in England ein Kindlein geboren, dem man so wenig als dem Bonifacius oder meinetwegen unserm Luther etwas Absonderliches anfab. Es war ein ganz natürliches Sündenkind und wurde John Eliot genannt. Aus seiner Jugendzeit wissen wir nicht viel mehr, als daß er von seinen frommen Eltern christlich erzogen wurde, die hohe Schule besuchte und eudlich sich auf der Universität zum Predigamt vorbereitete. Weil er aber zu einer Religions-

partei gehörte, die aus der englischen Landeskirche, der s. g. Bischöflichen, ausgetreten war, so bekam er als er ausstudirt hatte, keine Anstellung. Als darum eine Anzahl seiner Glaubensgenossen nach Amerika auswandern wollten, um dort Gewissensfreiheit zu haben, so ließ sich Eliot von diesen zu ihrem Prediger berufen, reiste im Jahre 1631 seiner Gemeinde nach Boston voraus, und als seine Leute dann später nachkamen, zog er mit ihnen nach Roxbury, damals eine eigene kleine Stadt, jetzt ein Haupttheil von Boston. Und ich will's hier nur gleich sagen, daß er 53 Jahre lang dieser Gemeinde in großer Treue und mit reichem Segen als Seelsorger gedient hat. Natürlich hat ihn diese lange Arbeit an einer christlichen Gemeinde noch nicht zum Apostel der Indianer gemacht; er wird also während der 53 Jahre schon noch mehr gethan haben, als bloß seine Gemeinde bedient. Und so ist's. Sein Pfarramt war freilich gar kein leichtes, aber die Gnade Gottes, die ihm geschenkt worden, war auch nichts Geringes, und so kam's denn, daß er bei all seiner Arbeit doch immer stärker das Verlangen fühlte, auch den armen, heidnischen Indianern in der Umgegend den Herrn Christum zu verkündigen, der ja die Indianer ebenso gewiß in seinen Himmel bringen möchte wie irgend einen Weißen. Nach langem, schwerem Kampfe, ob er so ein großes Werk unternehmen dürfe, entschloß sich Eliot endlich dazu. Aber nun war er immer noch kein Missionar. Noch lange nicht. Jetzt wollte er erst einer werden. Was gehörte aber nicht alles dazu, daß dieser sein guter Wille ausgeführt werden konnte. Denn der liebe Gott gab wohl den ersten Aposteln die Wundergabe, alle Sprachen der Welt, die sie nöthig hatten, reden zu können, ohne sie erst lernen zu müssen; aber die späteren Verkündiger des Evangeliums und s. a. Heidenapostel mußten die verschiedenen Sprachen, die sie brauchten, erst mühsam lernen. So auch unser Eliot. Der wollte den Indianern predigen, mußte also gut Indianisch lernen. Und wenn einem das nicht als etwas besonders schweres vorkommt, so soll er nur einmal in ein indianisches Buch schauen; die fürchterlich langen Worte allein werden ihn schon auf andere Gedanken bringen. Wie lange, denkt ihr wohl, hat Eliot, der einen überaus guten Kopf hatte, lernen müssen, bis er Indianisch predigen konnte? Nicht weniger als 15 lange Jahre. Und daß er es durchgesetzt hat bei seiner anderen großen Arbeit, ist doch gewiß nicht bloß ein Beweis für seine unendliche Geduld, sondern auch eine Probe, bei der es sich zeigte, wie weit es mit seinem Missionsseifer her sei.

Nun galt's aber nicht länger zu säumen. Das Evangelium und den Herrn Jesu drin, das hatte Eliot schon lange, und indianisch reden konnte er nun nach fünfzehnjähriger Arbeit auch; jetzt war's Zeit. Drum schickte er in's nächste Indianerdorf und läßt sagen, er habe etwas ganz Wichtiges mit ihnen zu sprechen; sie sollten ja am 28. October — es war dies im Jahre 1646 — zusammenkommen. Und, am festgesetzten Tag kommen die Indianer neugierig, zusammen, und Eliot kommt richtig auch, und nun hält dieser seine erste Predigt in indianischer Sprache über Hesek. 37, 9. 10. Natürlich sprach er von nichts anderem, als von Sünde und Gnade. Das machte einen ganz gewaltigen Eindruck auf die braunen Zuhörer, und Eliot mußte bis in

die Nacht hinein auf allerlei Fragen Antwort geben. Nach 14 Tagen kam Eliot wieder, fand noch mehr Indianer beisammen, und brachte seinerseits noch mehr Schätze des Evangeliums mit. Auch die Kinder nahm er besonders vor, so wie man's bei uns mit den kleinen Kindern thut, die erst den Katechismus lernen. Und seht, Gott segnet das Wort, das Eliot predigt, so reichlich an den Herzen der Indianer, daß sie ihn nicht bloß mit neuen Fragen bestürmen, sondern laut Gott loben, daß er ihnen den Mann geschickt und so herrliche und wunderbare Dinge habe sagen lassen. Als nun Eliot im December zum vierten Male unter seine lieben Indianer trat, da boten sie ihm alle ihre Kinder an, daß er sie nämlich christlich unterrichten solle. Seht, das war der Segen von 4 Predigten und Besuchen. Ist das nicht ein Wunder der Gnade?

Was thut nun aber Eliot weiter? Das steht bei ihm fest, das Herumstreichen in den Wäldern dürfen die Indianer nicht so fortsetzen, sonst können sie nie ordentlich unterrichtet werden. Sie müssen sich also wie vernünftige Menschen fest anbauen. Und es war eine Lust, wie die Indianer nun unter Eliots Aufsicht an die Arbeit gingen. In Kurzem steht die erste Indianerstadt da und wird Nonanetum genannt, d. i. Unsere Wonne. Eliot zeigt ihnen, wie sie das Land bebauen, Weizen und Fußdecken machen, spinnen sollen u. dgl.; aber natürlich benutzt er alles dieses Aeußerliche nur dazu, daß Christus in den Bewohnern der neuen Stadt eine Gestalt gewinne. Freilich ging das nicht so gar schnell; denn Eliot konnte immer nur ab und zu gehen, da er ja in Roxbury seine Gemeinde hatte.

Bald wurde er zu anderen Indianern gerufen, die auch die wunderbaren Dinge hören wollten, die Eliot wusste. Mit tausend Freuden geht er zu ihnen, predigt ihnen von Christo, und es geht ihnen gerade wie denen in Nonanetum, sie werden in Gottes Netz gefangen. Es dauert nicht lange, da steht bei Concord, Mass., die zweite christliche Indianerstadt, die Eliot wie die erste so oft er kann, besucht, um die zarten Pflänzlein in dem neuen Garten Gottes zu pflegen und zu begießen; während Gott das Gedeihen gibt.

Sobald es der Zustand seiner geistlichen Kinder in Nonanetum und bei Concord erlaubt, macht er sich noch weiter in den wilden Urwald hinaus, bis hinunter nach Cape Cod dringt er, überall sucht er Indianer auf und verkündigt ihnen, was sie thun sollen um selig zu werden. Kein Wald ist ihm zu dicht, kein Strom zu reißend, kein Regen zu naß, kein Schnee zu tief und kalt; er wandert muthig umher. Tage und Wochen lang hat er oft kein trocknes Stück am Leibe und kein anderes Bett, als den nassen Boden oder einen harten Felsen. Er schreibt selbst an einen Freund: „Ich bin nun von Dienstag bis Sonnabend Tag und Nacht nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen. Wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wieder an mit ihnen. Aber Gott steht mir bei und hilft mir.“

Ja, fürwahr, der Herr half ihm. Nicht bloß indem er ihn beschützte, daß ihm nie ein Leides wiederfuhr, sondern auch indem er seine mühenolle

Arbeit über Bitten und Verstehen segnete. Bald stand Natik, eine neue Indianerstadt da, bald wieder eine, und noch eine, und so fort, und nach 28 Jahren, von Eliots erster Predigt an gerechnet, waren nicht weniger als 14 Städte und Dörfer von den bekehrten Indianern hingestellt worden und prangten da in ihrer Lieblichkeit als Hütten Gottes bei den Menschen. Findet sich wohl seit der Reformation eine ähnliche Missionsarbeit, die der des lieben Eliot an die Seite gestellt werden dürfte? Ich suche vergeblich nach einem Beispiel.

Bei Betrachtung dieser Arbeit Eliots müssen wir uns aber immer wieder daran erinnern, daß er seine Gemeinde stets zu versorgen hatte. Und eine Hauptarbeit dürfen wir vor allem nicht vergessen. Eliot übersezte nämlich einen Katechismus in's Indianische, ja, er übersezte sogar mit unglaublicher Mühe das ganze Neue Testament für die Indianer. Welche Mühe es ihm gemacht hat, bei seiner Uebersetzung immer solche Ausdrücke zu finden, die die Indianer wirklich verstanden, steht man auf folgendem Beispiel. Als Eliot an die Stelle Apostelgesch. 20, 9. kam, wo erzählt wird, daß während der Predigt Pauli in einem Hause ein Jüngling im Schlaf vom dritten Söller herunterfiel, wußte er nicht, wie er den dritten Söller übersezen sollte. Die Indianer hatten bei ihren Zelten keinen dritten Söller. Was thut Eliot endlich? Er übersezt: er fiel den Rauchfang herunter. Das konnten die Indianer verstehen; denn sie konnten es sich denken, daß einer z. B. während Eliot predigte, oben auf die Hütte kletterte, um die unten gehaltene Predigt zu hören, sich durchs Rauchloch hinunterlehne und dann kopfüber herunterstürze.

Eliot wurde zu seiner Arbeit unter den Indianern von reicheren Gliedern seiner Gemeinde, später auch von anderen christl. Freunden mit Geld und sonstigen Mitteln unterstützt. Zum großen Theil jedoch kamen die nöthigen Mittel aus seiner eigenen Tasche. Daß er nicht ganz banquerott dabei wurde, dazu hatte ihm Gott seine treue Ehefrau geschenkt, die mit dem wenigen, was da war, gut haushaltete. Sonst freilich wäre zu befürchten gewesen, daß Eliot mit seinem Geld nicht weit gereicht hätte. Er war eben überaus freigebig und gab am Liebsten alles her. So gab er einmal einer bedürftigen Frau seinen ganzen Gehalt, den er soeben erhalten hatte. Der Kassirer, der Eliots Freigebigkeit kannte, hatte ihm das Geld fest in's Taschentuch geknüpft, damit er nichts davon unterwegs verschleusen könnte. Eliot will nun der armen Frau doch etwas geben, kriegt das Tuch nicht auf, und da gibt er ihr alles hin mit den Worten: „Da Liebe, nehmt es; ich glaube der Herr hat euch alles zugebracht.“ Ich will nun nicht in Abrede stellen, daß man vielleicht daran zweifeln könne, ob Eliot ganz recht daran gethan habe. Aber, ich meine, das ist auch gewiß, wer Eliot tadeln will, darf seiner von denen sein, die das Geld lieb haben und in einem ähnlichen Falle am Liebsten alles selbst behalten würden.

Im Jahre 1674 sollte unser Eliot nach Gottes Willen noch schwer heimgesucht werden. In einem Krieg der heidnischen Indianer gegen die weißen Ansiedler wurden nicht nur die christlichen Indianerstädte beinahe ganz vernichtet, sondern auch viele einst gläubige Indianer fielen in dieser milden Zeit

wieder in das alte Wesen zurück. Eliots Rath erlosch aber trotz der Prüfung nicht. Ganz von neuem fing der alte Greis zu arbeiten an, setzte alle noch übrige Kraft daran, den Schaden wieder zu heilen, und wirklich er hatte die Freude, nach einiger Zeit wieder 7 Städte aus dem Schutte er stehen zu sehen.

Endlich starb ihm noch seine treue Ehefrau; seine fünf hoffnungsvollen Söhne hatte er bereits nach einander seinem Gotte zurückgeben müssen. So wanderte er denn noch acht volle Jahre, so viel er konnte, einsam zu seinen Indianern hinaus, bis ihn sein Herr, dem er treu gedient, im Jahre 1690 auch zur Ruhe der Auserwählten heimholte. Seine letzte Lebenszeit, die er im Bette liegend zubrachte, benutzte er noch in seiner unermüdeten Liebe dazu, einen blinden Negerknaben zu unterrichten. Nach schwerem Todeskampf entschlief er im Anfang des Jahres 1690. „Der Tod soll mir sein, wie der Schlaf den Müden. Der Herr, dem ich 80 Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O komme in Deiner Herrlichkeit. Lange hab ich auf Dich gewartet. Willkommen, Herr, willkommen!“ Das waren des Gottesmannes letzte Worte.

Sein Grab ist noch bis heute erhalten. Witten in Boston ist es auf einem kleinen Gottesacker noch zu sehen. Der Ort, wo seine Kirche stand, trägt auch jetzt noch eine Kirche, aber Gott sei es geklagt, Eliots Christus wohnt nicht in derselben. Man hat ihn hinausgetrieben. Die s. g. Unitarier, denen die Kirche gehört, glauben ja nicht an Christum, der Gottes Sohn ist. N. E.

## Kirchliche Chronik.

Der „Lutheran und Missionary“ oder vielmehr derjenige Mitarbeiter, welcher die „Tidings“ schreibt, sucht sich über unsere neulichen Bemerkungen zu Doctor Schäfers Predigt mit einigen Verdrehungen unserer Worte hinweg zu helfen, indem er die Sache so darstellt, als stimmten wir heimlich mit seinen unionistischen Ansichten überein, und machten nur die strengen Forderungen gegen den General Council geltend, weil wir mit diesem Körper nichts zu thun haben wollten, — was natürlich sehr freundlich von ihm ist. Wir verzeihen ihm diese Freundlichkeit aber recht gern, weil es ja bekannt ist, daß er bei der Besprechung der unglücklichen vier Punkte gern leidenschaftlich wird. Unser Standpunkt in der Sache ist ja bekannt genug, so daß derlei Andeutungen nichts sind, als Dunst, welchen der Doctor seinen eigenen Leuten vormacht. So viel aber ist wahres an der Sache, daß man allerdings der Form nach einen Unterschied macht zwischen einer Körperschaft, welche ihren Standpunkt unzweideutig und offen bekennt, und einer solchen, welche die Sprache dazu gebraucht, ihre Gedanken zu verbergen. Wir behalten uns vor auf die Sache später zurückzukommen. Aber wunderbar ist es doch, daß der „Lutheran“ der Verdrehung unserer Aeußerung, welche er sich gemacht hat, bestimmt und doch zugleich die widersprechenden Auslassungen Dr. Schäfers über alles lobt. Was in Philadelphia nicht alles möglich ist! E.

Vor einem Jahre trat ein gewisser Dr. Schabehorn in Chicago mit seiner Gemeinde aus der unierten sogenannten Hartmanns-Synode aus, weil ihm dieselbe noch zu christlich war. Die Sache machte damals ziemlich viel Aufsehen, da Schabehorn, der sich nun „Sprecher“ einer „freien“ Gemeinde nannte, von Freimaurern und Turnern wie ein Märtyrer aufgenommen und gefeiert wurde. Man sprach sogar die Hoffnung aus, daß nun in Chicago eine neue Zeit religiöser Fortschrittes anbrechen werde und die Zeit der Finsterniß und Muckerei vorbei sei. Schabehorn sollte natürlich das Licht sein, das Chicago erleuchten sollte und die „freie Gemeinde“, welche unter ungeheurem Andrang des Volks den Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt hatte, war die Trägerin dieses Lichtes und die Quelle neuen geistigen Lebens und neuer Bildung für ihre Mitbürger. Was ist nun aus der ganzen Geschichte geworden, die mit so viel Eärm und so gewaltigen Redensarten eingeleitet wurde? Nach sechs Monaten löste sich die „freie Gemeinde“ aus Mangel an „Interesse“ auf und Schabehorn hält jetzt in verschiedenen großen Städten Vorlesungen, um die neue Weisheit für Geld an den Mann zu bringen, welche Chicago nicht mehr umsonst in seinen gottesdienstlichen Vorträgen hören will. Nur schade, daß die Leute anderwärts auch schon fortgeschritten sind, so daß sie selbst auf „religiöse Vorträge“ nur mitleidig herabsehen als auf einen längst überwundenen Standpunkt und Schabehorn darum vor leeren Bänken reden lassen, während sie sich bei Bier und Kartenspiel ergötzen. Diese Herren freien Prediger können sich wahrlich nicht beklagen, denn es sind ja nur die Früchte ihrer eigenen Lehren, welche sie ernten. Unglaube ist ein überaus billiges Ding, welches sich niemand braucht predigen oder lehren zu lassen. Die Leute handeln darum sehr vernünftig, daß sie keine Prediger des Unglaubens lange hören mögen und für den Unglauben kein Geld geben wollen. Merkwürdig ist es nur, daß diese ungläubigen Prediger sich über einen solchen natürlichen Verlauf noch wundern, und dann gewaltig auf das „freie, gebildete“ Volk des 19. Jahrhunderts schimpfen, wenn es so frei wird, daß es auch sie nicht mehr braucht und sie kein Geld mehr von ihm bekommen können. P.

Die neueste amerikanisch-kirchliche Maßregel ist, in dem untern Räume der Kirche eine Küche anzubringen, um den geselligen Verkehr der Gemeindeglieder zu erleichtern und bei den verschiedenen Kirchen-„Parties“ und „Fairs“ gebraucht zu werden. Gegenüber dem Bischof Whitehouse von der Episcopal-Kirche vertheidigt nun der „Lutheran Observer“ diese moderne Erfindung und sagt das „sie, wenn recht gebraucht, dazu beitrage, um die Gemeindeglieder zu besseren Christen zu machen, und daß viele Pastoren dieselben als ein der wichtigsten Gnadenmittel gefunden haben.“ Wenn aus der „Observer“ mittheilen will, welche besonderen Gnadengaben durch diese Kirchen-Küchen vermittelt werden, so möchten wir vielleicht auch derselben nicht länger entbehren wollen. Z.

Die Lutherische Kirchenzeitung, welche von dem Buchhändler Schlawig in Berlin in Gemeinschaft mit Professor Dr. Schoele, dem bekannten Verfasser der „trunkenen Wissenschaft“ begründet wurde und hauptsächlich dem Kampfe für das Lutherthum innerhalb der preussischen Landeskirche dienen sollte, wird, wie wir aus einer Anzeige des Verlegers ersehen, leider mit der letzten Nummer dieses Jahrganges zu erscheinen aufhören, da der Redakteur durch den Tod aus der streitenden in die triumphirende Kirche abgerufen ist. Die Zeitschrift war unter den in der Landeskirche erscheinenden jedenfalls die entschiedenste und es ist daher zu bedauern, daß ihre zengende Stimme verstummen soll. Der entschiedenen werden auch unter den sogenannten „Lutheranern der Union“ immer weniger.

Ein neues Project ist jetzt von den Berliner Führern der Union ausgedacht, um wo möglich die Lutheraner in ihr Netz zu ziehen. Sie wollen dazu nämlich das politische Einheitsgefühl, welches jetzt Deutschland durchweht, gebrauchen und haben deshalb eine allgemeine Conferenz deutscher evangelischer Christen nach Berlin berufen, um das Band der Gemeinsamkeit zu pflegen. Immer die alte Geschichte, die Kirche steht man an als ein Anhängsel des Staates. Wer nun mit dieser Unionsversammlung nichts zu thun haben will, den steht man als einen Menschen an, der gegen Deutschlands Einigkeit sei und darum ein Stück von einem Verräther an sich habe. Wird doch alles nichts nützen, denn die Politik hat der Kirche noch nie Segen gebracht. Die Vertreter der sogenannten „gläubigen Union“ säen hier Wind, von welchem sie nur Sturm ernten können. Der Protestantenverein wird sie noch mit gleicher Münze bezahlen, und dann werden sie ihren Irthum zu spät erkennen.

Der badische Theologe Dr. Pausrath hat in der deutschen Wochenschrift „Im neuen Reich“ einen Artikel über „Staat und Kirche in Baden“ veröffentlicht, worin u. A. gesagt wird, „daß er sich auf streng kirchliche Autoritäten beziehen könne, wenn er die Ketzerel auszusprechen wage, daß die Beseitigung alles Religionsunterrichts aus der Schule der Religion selbst zum Segen gereiche. Zwei streng kirchliche Geistliche der deutsch-lutherischen Kirche in Amerika, die die dortigen und deutschen Zustände gleich wohl kennen, Dr. Philipp Schaff, ein geborner Zürcher, Professor in New-York, und Dr. Riddle aus Mercersburg haben mir unumwunden den Religionszwang als Grund der deutschen Irreligiosität denuntziert. Daß der junge Amerikaner nicht in der Schule, sondern im Hause in der Religion unterrichtet werde, daß der Religionsunterricht sich ihm mit den schönsten Erinnerungen des Familienlebens verbinde, während er dem Deutschen verbunden sei mit der Erinnerung an den Stoch des Präceptors und an die Thränen über den großen Memorirhoff — das haben beide streng kirchlich gestimmte Männer als den wesentlichen Grund der Irreligiosität in Amerika bezeichnet.“ So weit der badische Theologe Dr. Pausrath.

Was wir dazu zu sagen haben, ist bald gesagt. Wir stellen nur zwei Fragen an den Herrn Doktor der Theologie:

Was ist wohl die Ursache der in erschreckendem Maße zunehmenden Irreligiosität, Sittenlosigkeit und Rohheit der amerikanischen Jugend?

Was ist wohl die Ursache, daß vorerst die deutschen Kirchen so ernstlich und mit großen Opfern darnach streben, ihre Jugend von den religionslosen öffentlichen Schulen fernzubehalten und für dieselben konfessionelle Gemeindegemeinschaften einzurichten, in welchen der Religionsunterricht Anfang und Ende aller Lehre und Erziehung bildet?

In Baden hat zu Anfang August die Generalsynode des Landes getagt. Aus ihrer Zusammenfassung — die Glieder derselben werden gewählt, und nur 7 fügt der Großherzog den Gewählten hinzu, — geht hervor, daß im badischen Lande seit der letzten im Jahre 1867 zusammengerufenen Generalsynode ein Fortschritt zum Besseren geschehen ist. Während in jener 1867 tagenden Generalsynode die gläubige und bekenntnistreue Richtung unter den Geistlichen nur sehr spärlich, dagegen die Partei des Protestantenvereins und die Gegner einer guten Agende und biblischen Geschichte, eines guten Katechismus und des Bekenntnisses überhaupt in großer Majorität vertreten waren, ist in diesem Jahre das Verhältnis beider Parteien ein für die positive Glaubensrichtung viel günstigeres gewesen, wenn auch die auf losem Grund stehenden Protestantenvereiner noch immer in ihrer Stimmzahl eine Majorität beanspruchen konnten. Die bekenntnistreue Richtung konnte auf etwa 20 Stimmen zählen, während die entgegenstehende über etwa 30 zu gebieten hatte; die übrigen Glieder suchten eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Die ganze Synode besteht aus 24 gewählten Geistlichen und 24 gewählten weltlichen Abgeordneten und 7 vom Großherzog ernannten Gliedern. Unter den Geistlichen war die Hälfte, unter den weltlichen Abgeordneten nur der vierte Theil entschieden der gläubigen Richtung angehörend. Es ist erfreulich, daß das Bekenntnis zu Christo auch in Baden an ernsten und kräftigen Vertretern gewonnen hat.

Es wird in Baden noch Kampf und Zeit erfordern, bis das positiv Christliche zum Durchschlag und Sieg über die abgeschwächten Religionslehren eines Schenkels und Consorten, deren Ausaat nun wuchert, kommen wird. (Wilger.)

Die Hermannsbürger Missionsanstalt hat wieder ihr jährliches Missionsfest in Hermannsburg gefeiert, und Pastor Harms in kurzen, kernigen Worten den Bericht abgestattet. Wie bei so vielen andern christlichen Anstalten Deutschlands, so zeigt sich auch in Hermannsburg ein bedeutender Ausfall in der Einnahme, welcher zum erstenmal ein Deficit, eine Schuld von etwa 20,000 Thalern, verursacht hat. Zum Theil ist dieser Ausfall wohl durch den Krieg und die Opfer, welche derselbe verlangte, zu erklären. Daneben führt aber Pastor Harms besondere Gründe an, nämlich die Verwicklungen, in welche Hermannsburg seit 1866 gerathen ist wegen der politischen Verhältnisse, den kräftigen Widerstand, welchen es gegen die andringende Union leistet, und endlich die zunehmende Verwerthung der Missionsfeste für die innere Mission. Es ist zu hoffen, daß das Deficit im neuen Missionsjahre gedeckt werden möge. P.

### Unsere Anstalt.

Am 6ten September resp. am 13ten fing unsere Anstalt in Watertown ihr neues Schuljahr an. Schon am Tage vor dem angesetzten Termine strömten alte und neue Schüler von nah und fern herbei, so daß im Hofe der Anstalt ein lebhaftes Gewühl entstand und man oft den Haufen der Koffer, Betten und Möbeln kaum entwirren konnte. Aus größter Ferne hatten sich Schüler eingefunden — aus New York und Nebraska, von Missouri und Minnesota. Der Zuwachs ist ein recht erfreulicher sowohl für die Akademie, wie für das Gymnasium. Die Gesamtzahl der Jünglinge beträgt bereits über 100, von welchen 62 das Gymnasium besuchen und etwa 40 zur Akademie gehören. Diese Zahl würde noch bedeutender sein, wenn nicht manche der alten Schüler, namentlich auch aus den untern Gymnasialklassen, abgegangen wären. Theils geschah dies aus persönlichen Gründen, doch in andern Fällen auf den ausdrücklichen Wunsch des Lehrercollegiums. Im Ganzen erweist sich dieser Abgang bereits als ein rechter Segen für die Anstalt.

Mehr noch aber, als an Schülerzahl, hat die Anstalt an innerer Tüchtigkeit gewonnen. An Stelle des ausscheidenden Professors L. D. Thompson trat der vom Verwaltungsrath einstimmig zum Lehrer der englischen Sprache und Literatur berufene Professor Theodor Brohm, früher Pastor zu Boston, Mass., ein Jüngling des Concordiacollegiums und der New York University der Stadt New York. Ferner berief der Verwaltungsrath, durch das Uebereinkommen mit der Minnesotasynode dazu in den Stand gesetzt, zum Professor der Mathematik Herrn Amos Gasterday, welcher bereits früher an der Anstalt eine Zeit lang als Hilfslehrer gewirkt hatte. Es ist also der durch Prof. Thompsons Abgang eingetretene Verlust nicht nur vollständig ersetzt, sondern jetzt erst steht sich das Lehrercollegium im Stande, nicht nur den für das Gymnasium angenommenen Lehrplan vollständig durchzuführen, sondern auch der Akademie besondere Pflege zuzuwenden. Mit ihren drei englischen Professoren neben den drei deutschen kann die Anstalt jetzt auch für eine gründliche Ausbildung im Englischen alles leisten, was vernünftigerweise von einer Academie und einem Collegium erwartet werden kann. Wie segensreich die strenge Durchführung eines wohlgedachten und gegliederten Unterrichtsplanes auch für die Erziehung und Zucht in der Anstalt wirkt, das durften wir schon erfahren, indem die äußere Ordnung eine viel bessere ist, als sie es im letzten Jahre bei den schwierigen Verhältnissen, die damals noch zum Theil obwalteten, sein konnte. Zum Theil läßt sich dieser Fortschritt freilich auch durch die Entfernung ungeeigneter Jünglinge erklären.

Wir haben also Grund genug Gott für seine unverdiente Gnade und für den Segen, welchen er unserer Anstalt widerfahren läßt, reichlich zu danken. Das Anstaltsgebäude ist ganz angefüllt mit nahezu 70 jungen Leuten, von denen sich weitaus der größte Theil dem heiligen Predigtamt widmen will. Alle sind, soweit wir bis jetzt sehen konnten, von Lust und Liebe zur Arbeit und zum Studiren erfüllt. Möge nun Gott geben, daß in rechter Weise und in seinem Namen treulich gear-

beitet werde! Christliche Eltern aber können ihre Söhne getrost unserer Schule und Erziehung anvertrauen. Soweit Menschen sehen und etwas verbürgen können, herrscht in der ganzen Anstalt ein gesunder christlicher Geist. Gottes Wort soll lehren, Lehrer und Schüler regieren und seiner Ehre zunächst, dann dem Nutzen der Mitmenschen soll die Anstalt dienen.

### Zur Nachricht.

Da der Geschäfts-Redacteur des Blattes zur Zeit abwesend ist, so bittet man etwaige Versehen freundlichst entschuldigen zu wollen.

### Conferenzanzeige.

Dienstag, den 24. October, versammelt sich die nordwestliche Konferenz in Keenah. Die Glieder derselben, sowie die Brüder aus der Missouri-Synode, die der Konferenz beizuwohnen gedenken, werden ersucht, sich acht Tage zuvor bei dem Pastor loci, W. Sagedorn anzumelden. Gegenstand der Besprechung wird sein, Fortsetzung der Gesetze von 1 Tm. 4. und ein Referat über Artikel V der Augustana.

### Einladung.

Die Herren Pastoren der Chrv. Co. Luth. Synoden von Missouri, Wisconsin und die der Chrv. Luth. Nordwestlichen Synode in Kewaunee, Sheboygan und Manitowoc-County werden hiermit gebeten, sich gef. am 24. October d. J. (Vormittags 9 Uhr) hiesigen Orts zur ersten allgemeinen Konferenz einzufinden.

Alle, die zu kommen gedenken, wollen sich gef. rechtzeitig melden bei  
G. D. Widwat, p. 1.  
Centreville, Manitowoc-County, Wis.

### Northwestern University, Watertown, Wis.

Diese Anstalt beginnt ihr siebentes Jahr, für das Gymnasium am 6. September, für die Academie den 13. September 1871. Die Anstalt hat jetzt 6 Professoren, welche ihre ganze Kraft und Zeit derselben widmen, nebst einem Hilfslehrer. Die Schüler werden im Gymnasium völlig ausgebildet für das Ergreifen eines wissenschaftlichen Berufes, während die Academie sie tüchtig macht für die verschiedenen Zweige des bürgerlichen und Geschäfts-Lebens.

Bedingungen sind: Schulgeld 10 Dollars per Term oder 30 Dollars das Jahr.  
Zimmermiete und Nebenausgaben \$2.25 den Term oder \$6.75 das Jahr.  
Beköstigung \$25 den Term oder \$75 das Jahr.

Außerdem haben die Schüler für Bett, Feuerung, Licht, Wäsche, Stuhl und Tisch selbst zu sorgen.

Diesemjenigen, welche Pastoren werden wollen, sind vom Schulgeld frei und bezahlen für Beköstigung nur 15 Dollars den Term oder 45 Dollars das Jahr.

Da bereits zahlreiche Anmeldungen eingezogen sind, so bitte ich Eltern, welche ihre Kinder in diesem Jahre zu schicken gedenken, mir das möglichst bald mitzutheilen, damit die nöthigen Vorkehrungen hinsichtlich des Platzes getroffen werden können.

August Ernst, Inspector.

Watertown, den 21. August 1871.

### Dank.

Von Frau Gebritz in Burlington bei Gelegenheit des Missionsfestes daselbst ein Bettlaken für arme Studenten erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank gegen Gott und die liebe Gebertin

August Ernst, Inspector.

### Quittungen.

Für das Gemeinde-Blatt: Jahrgang V. Nr. 1-60 Cts. — Fr Krüger, Kresstadt, 30 Cts. — Rev. G. W. Müller \$1.20 — Fr Ludt \$1.20 — Rev. Ph Köhler \$5.40 — Fr W. Hoffmann \$3.80 — Fred Warne IV. V. \$1.40 — Chas Seefeldt IV. V. \$1.40 — Altschwager IV V \$1.40 — John Bachmann V 70c — Henry Bartels V 70c — A Schalte V 70c — Rev. Wagner \$2.40 — Mr. J Wolf IV V \$1.20. A. S. S. S. S.

J. A. Schulze VII. \$1. — Pastor Duchs \$23 — Pastor Ecker \$20 — Friedrich Winter VII \$1 — Pastor Bender VII \$1 — Pastor Dammann VI 1.20 — Pastor Köber VII \$1 — Pastor Dammann VII \$1 — Corwin \$1 — Benke VII \$1 — Glanapp Jahrg. 7 \$1 — Nebisch Jahrg. 7 \$1 — Kroll Jahrg. 7 \$1 — Gischstadt Jahrg. 7 \$1 — Götze Jahrg. 7 \$1 — Luitwisch Jahrg 7 \$1 — Stiffinger Jahrg 7 \$1 — Mühl Jahrg 7 \$1 — Wölcher Jahrg 7 \$1 — Bickner Jahrg. 7 \$1 — Rißmann Jahrg 7 \$1 — Lübe Jahrg 7 \$1 — Töpfer Jahrg 7 \$1 — August Schell Jahrg 6 \$4.20 — Pastor J. Meyer Jahrg 6 \$4.20 — J Wolf Jahrg 6 60c — Pastor Jay Jahrg 6 \$6 — Pastor Jaefel Jahrg 6 \$8.40 Jahrg 7 \$10.